

Hannes Sonntag

Solange es noch geht

Roman



Literatur der Zukunft

I

Jakob Pius Erdmann Sandlitz. So hieß mein Großvater, und wenn ich mit dem Namen Pius zwei fragwürdige Päpste verbinde, sagt mir der merkwürdige Vorname Erdmann gar nichts, es sei denn, dass er in Schlesien, woher mein Großvater stammte, einst geläufig gewesen sein muss.

Ich habe meinen Großvater nie kennengelernt. Dabei hätte es im Rechenpiel noch knapp dazu gereicht. Zwei markante Verschiebungen trennen uns um gut eine Generation mehr, als es natürlich wäre. So jedoch erreichen wir uns nicht einmal mit den familiären Fingerspitzen – ja es mischt sich ein Nimbus in die gesuchte Nähe, der mir meinen Großvater namhaft und historisch macht, ohne dass es ihm in dieser Weise zukäme. Unangemessen näherte ich mich seiner Person wie einer Figur der Zeitgeschichte.

Zugute kommt mir, dass mein Großvater zwar – so wird übereinstimmend geschildert – ein gemütvoller Schlesier, gleichzeitig aber ein durchgeschulter preußischer Beamter war. Ränge, die einem studierten bürgerlichen Verwaltungsfachmann ohne parteipolitische Bindung offenstanden, hatte er in zahlreichen Etappen von Gleiwitz bis Trier, von Stettin bis Köln erklettert. Um es endlich so zu erfahren, wie es kommen sollte: Endstation Berlin. Von hier an gab es für ihn keinen Laufbahn-Sport mehr, nur Ankommen,

Eingewöhnen, Ausharren. Sein beruflicher Werdegang endete eine Woche vor dem Zeitpunkt, an dem mit dem Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums der neue Staat eine erste braune Bresche in die angestammte Regelwelt staatlichen Dienens schlug. Der 31. März 1933 war der letzte offizielle Arbeitstag meines Großvaters. So konnte er sein Berufsleben noch auf natürliche Weise beschließen, was er sich, gerade wegen seiner tiefen, aus kaiserlichen Zeiten rührenden Loyalität, ein paar Jahre später wohl selbst unmöglich gemacht hätte.

Mein Großvater war ein Schriftmensch – wobei er ganz selbstverständlich zwischen Poesie und Alltag trennte. In zahlreichen literarischen Versuchen ließ er den dunklen Wald sehr herzlich rauschen, sobald es aber um Konkretes ging, um Planen, Handeln, Einschätzen der Wirklichkeit, wählte er Mitteilungsformen, die dessen Gestalt analytisch abbildeten. Jetzt endlich hatte er Zeit, sein Gedankenleben zu manifestieren – ganz für sich selbst und, zumindest anfangs, ohne Hintergedanken auf Dokumentation. Es ist die Geburtsstunde seines Tagebuchs. Allenfalls am Rande vielleicht schielte er nach seinen erwachsenen Kindern. Aber die Tochter, Gerlind, meine Tante, schwelgte in dilettantischem Reitsport, und Jochen, sein Jüngster und mein Vater, zauderte mit sich selbst und vertrieb sich seine inneren Wartezeiten mit attraktiven Freundinnen.

»Am schlimmsten ist das permanente Schreien«, schreibt mein Großvater in einem frühen Eintrag in die erste von insgesamt sechs schwarz eingebundenen, unlinierten Klad-den. »Als ob laut gebrüllte Sätze irgendeiner Wahrheit näher kämen. Mit keinem von diesen Schreibern könnte man sich bei Tisch sehen lassen.« Und: »Wir lernten, unsere Anliegen klug zu präparieren und ebenso gezielt wie moderat vorzu-tragen. Warum rennt man derartigen Leuten in die Arme und sucht ausgerechnet dort Schutz? Abstoßend, leider auch beunruhigend.«

Undatiert, aber mit Sicherheit im Gefolge der Bücherver-brennung, wird er konkreter. »Gut, dass ich den Exzess nicht gesehen habe, war für fünf verregnete, aber schöne Tage mit beiden Kindern im Harz (manches wie früher). Mir unbe-greiflich, dass die öffentliche Ordnung nicht durchgesetzt wurde. Was dahinterstehen könnte, will ich nicht glauben. Wer mag sich im Übrigen vorstellen, mit der materiellen Vernichtung von Papier sei irgendein Geist auszutreiben? Das ist Exorzismus von kleinen Leuten. Über Inhalt lässt sich sprechen, streiten – mit oder ohne Konsens. Und Gott Dank gibt es in der Literatur niemanden, der ex cathedra über Ergebnisse entscheiden kann.

Von den betroffenen Namen kannte ich nur einige. Heine natürlich, schöne Gedichte, schnoddriges Mundwerk – ja,

Lenau oder Eichendorff sind mir näher, was allein meine Sache ist. Freud ist mir nur ein Name. Wenn er wirklich den Menschen allein aus seinen Trieben erklärt, mag ich das entschieden nicht. Aber ich weiß so gut wie nichts darüber und will es vielleicht auch nicht wissen. Remarques ›Im Westen nichts Neues‹ habe ich vor etlichen Jahren als Fortsetzungsroman in der Vossischen gelesen. Ich erinnere mich gut – sehr gekonnt, spannend, etwas pathetisch, dennoch nicht die einzige Variante, die schrecklichen Ereignisse zu sehen.

Mit Charlotte könnte ich über nichts von alledem sprechen. Leider. ›Das renkt sich wieder ein‹ sagte sie jedes Mal, ohne zu wissen, was sie damit meint.«

Ende August 1933 wirft sich ein Gedanke in die Aufzeichnungen, der in unruhigen Wellen und gelegentlich ironischer Brechung bis in den Winter des Folgejahres reicht. »Charlotte scheidet als einmütige Gefährtin meines Alters aus. Sie ergießt all ihre Kraft in die Ausstattung von Innenräumen und pustet begeistert in das Volumen unseres gesellschaftlichen Lebens. Ich fürchte, sie hat darauf gerechnet, dass ich sie nach meiner Pensionierung darin unterstütze. Ich hätte es längst wissen können, es war jedoch angenehmer, die Ahnung auf sich beruhen zu lassen. Wozu jetzt hoffen, sie ändere sich plötzlich? Kein Zweifel und sehr traurig: ein Gegenüber für mich muss erst noch gefunden werden.«

»Allerheiligen. Keiner der mir bekannten männlichen Sandlitz ist vor seinem achtundsiebzigsten Jahr gestorben.«

Dieser Eintrag wiederholt sich während der folgenden Wochen fünfmal – wortgleich, das »Keiner« unterschlängelt und sicher nicht als Folge beginnender Vergesslichkeit.

Merkwürdig nur der Hinweis auf Allerheiligen. Mein Großvater bekannte, wie ich weiß, seine Bewunderung für den Katholizismus, aber nur mit Bezug auf dessen überstaatliche Organisationsform. Dass er selbst kirchlichen Glauben lebte, ist mir nicht bekannt. Bald allerdings wird deutlich, wie sich die Gedankengänge verknüpfen.

Zuerst bestärkt er sich in seiner Einschätzung, dass es für einen gesunden Mann seines Alters (die sonst erwähnte Kurzsichtigkeit scheint ihn hier nicht zu stören) legitim sei, noch einmal etwas ganz Neues zu unternehmen. Zum Zweiten versucht er, sich moralisch darin einzurichten, die wachsende Entfremdung von seiner Frau als unvermeidlich hinzunehmen.

Dann aber wird es plötzlich ohne Querverbindung aktuell. »In meinem persönlichen Umfeld gibt es einen einzigen Juden – meinen hervorragenden, korrekten und sehr gescheiten Schneider. Wir reden gern miteinander, auch wenn wir keinen gesellschaftlichen Umgang haben. Den habe ich mit dem Zigarrenhändler auch nicht, nicht einmal mit dem Hausarzt, Konventionen halt.

Wie beschränkt aber muss man geistig sein, um die abweichende Herkunft eines aus demselben kulturellen Umfeld stammenden Menschen zum Maßstab seiner persönlichen Qualität zu machen? Begabung – ja, Verdienste – ja, aber das da, diese widerwärtige Kontrolle der biologischen Unterwäsche? Sollte dieser Ariernachweis ein Gutes haben, so nur, dass man sich mit der eigenen Familiengeschichte beschäftigt. Vielleicht gab's ja mal einen Schornsteinfeger, von dem man bisher nichts wusste, oder man stellt fest, dass irgendein französischer Ahn auf Veranlassung des preußischen Königs herüberkam.«

Das genau ist der Stachel, der in ihn eindringt. Er möchte die Geschichte der eigenen Familie schreiben. Sein zukünftiges Lebensthema ist geboren. Immer schon hat er bedauert, nicht Historiker, sondern Verwaltungsmann geworden zu sein. »Ich verstehe durchaus: brotlose Kunst, verzeihe allen, die mich damals in eine andere Richtung drängten. Schade war es trotzdem. Wieder gut zu machen? Vielleicht.«

3

Es werden keine weiten Reisen sein, denkt er – und entsinnt sich eines stabilen, aber lange Jahre nicht genutzten Lederkoffers, den er noch vor dem Krieg gekauft hat. Damals hat

© Verlag Literatur der Zukunft, Blomberg 2018

Umschlagbild von Igor Oster

Gesetzt aus der Adobe Garamond
bei Prinzipalsatz Typographie, Münster
Printed in Germany
ISBN: 978-3-943660-18-0